

Festrede zur Schillerfeier

am 9. Mai 1905.

Von Prof. Dr. FRANZ HEROLD.

Heute vor hundert Jahren ist Friedrich Schiller gestorben. Und heute, da nun so lange Zeit seine Gestalt bei den Schatten der Geschichte weilt, feiern wir ihn, feiert ihn das deutsche Volk, soweit es über die Erde hin wohnt, ehren ihn mit uns die Gebildeten aller Völker. Und doch ist in diesen hundert Jahren zwischen ihm und uns, den reichsten der neueren Geschichte, der Strom der Ereignisse breiter und lauter erflossen als je zuvor. Das Weltbild hat sich verändert und der Zeitgeist, blutige Umwälzungen haben neue Staatsformen geschaffen und neue Lebensaufgaben gebracht, die nationale Frage erhitzt die Gemüter, die soziale wühlt die Gründe der Gesellschaft auf, Politik ist die Seele des Tages, Partei ist alles, wie niemals noch fordert der Daseinskampf des Einzelnen ganze Kraft und erschwert ruhige Sammlung und Bildung. Und doch: als dieser Tag herankam und der Name Schiller durchs Land ging, da fuhr es wie ein Zucken durch die Volksseele, da war es, als käme ein Augenblick der Besinnung, und freudig erstaunt wurden wir inne, daß sein Wort noch immer zu uns dringt und seine verklärten Züge in uns stehen. Seinem guten Geiste folgend, hält das deutsche Volk heute Feiertag. Welche Macht übt dieser Einzige über uns aus? Was war er, daß er noch ist?

Bis ins Mark getroffen hatte der dreißigjährige Krieg das deutsche Volk. In ungezählte kleine Staaten zerrissen, vom Ausland bevormundet und verachtet, von despotischen Kleinfürsten gedrückt, verarmt, verschüchtert, in kleinlichen Sorgen und Gedanken — so lebte es den Rest des 17. Jahrhunderts und ins folgende hinein in seinen Landstädtchen dahin, bei redlicher Arbeit und voll Gottvertrauen, aber ohne Bewußtsein seiner selbst. Ein dumpfes, traumhaftes Dasein, das nur manchmal der Kriegsruf aufschreckte, der Türken hier in der Ostmark, der Franzosen am Rhein, der Schweden an der Ostsee. Mochten die Fürsten kämpfen und wissen, warum! Verloren schien der Gedanke des völkischen Zusammenhangs und die Erinnerung an die gemeinsame leid- und ruhmvolle Vergangenheit, in zwei Lager schied es die Kirche, noch galt nicht überall die neuhochdeutsche Schriftsprache, die kaiserliche Macht war ein Name nur, die Landesherren zumeist Söldner und Nachäffer des bewunderten Frankreich: das deutsche Volk schien sich aus der Geschichte verlieren zu wollen.

Und doch fand es sich wieder und gewann Mut und Selbstvertrauen zurück und erstarkte, langsam sich erhebend, durch die Kraft seines Geistes, die Macht seines Gemütes, in seinem Schrifttum, seinen Dichtern und Denkern, immer unabhängiger von den Vorbildern des Auslands, mochten auch England und Frankreich durch manchen Gedanken seinen von Natur langsamen Schritt befeuern. Es ist eine der größten Ruhmestaten deutscher Geschichte, dieser geistige Befreiungskrieg, begonnen mit der sogenannten Aufklärung, durch „Sturm und Drang“ hinangeführt zur sonnigen Höhe des Klassizismus. Die Renaissance lebte auf in ihm, die Wiedergeburt des freien Menschengestes, der sich stark genug fühlte, aus sich selbst sich eine Welt zu schaffen, und eine stattliche Schar hat ihn ausgefochten: Unsterbliche, Berühmte und Vergessene, Schaffende und Urteilende, Dichter und Philosophen, geistliche und weltliche Lehrer. Die „Aufklärung“, auf den gesunden Menschenverstand und die untrügliche Vernunft pochend, weckte das geistige Leben des wieder zu Wohlstand gelangten Bürgertums des 18. Jahrhunderts und pflanzte ihm die Keime höherer Entwicklung ein. Man hat oft gelächelt über den „Aufklärungsphilister“, den nüchternen, pedantischen Mann, der den Zopf im Nacken trug. Dafür trug er aber im Herzen bewußte Grundsätze, eine untadelige Redlichkeit, Gottesfurcht und Duldsamkeit gegen andern Glauben, aufrichtige Neigung für ein lehrhaftes, sittlich veredelndes Buch — etwa Hallers Alpen oder Gellerts Fabeln — und streng, sehr streng war seine Kinderzucht. — Bald war ein gemeinsames geistiges Gut da, das dem eifrigen Bildungsstreben der Zeit entgegenkam. In der Stille des politisch interesselosen Lebens hallte jedes neue bedeutsame Wort nach, keine Flut zerstreuer Tagesblätter erstickte das Buch. An der Fehde der Schweizer mit Gottsched nahm ganz Deutschlands Jugend heftigen Anteil, Klopstocks hochfliegende Gedanken, von den starken Pulsen eines echten Dichterherzens emporgetrieben, sie bewegten die nord- und die süddeutsche Jugend, seine Ideale: Religion, Vaterland, Freundschaft, sie wurden Deutschlands Ideal; Lessings liebenswerte Minna versöhnte den Sachsen und den Preußen, in seiner Dramaturgie fanden sich alle Vaterländischen gegen die französische Mode zusammen, mit unerbittlicher Geistesschärfe wies allen tieferen Denkern Kant die erreichbaren Ziele, mit ahnendem Seherblick aber drang Herder in die Tiefen des Daseins und fand lebendiges Wachstum überall und den Menschen als das höchste Geschöpf gesetzmäßig waltender göttlicher Natur, seiner Erzieherin durch den Trieb, sich zu veredeln. Natur, Rückkehr zur Natur, darin Freiheit, Wahrheit, Güte und alle Vollkommenheit! Es waren Zauberworte, zuerst von Rousseau in die Welt gerufen, Zauberworte, weil sie mehr gefühlt als begriffen wurden. Es war der deutschen Jugend damals, so nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, wie wenn aus langer Zimmerhaft der Genesende hinaustritt in den blühenden, singenden Frühling, wie wenn Sie aus strenger Schulzucht weg frei in die Ferien stürmen. Da fliegt die Sehnsucht über Berg und Strom, Kraft spannt die Sehnen nach Glück und Taten und der Reichtum nie geahnten inneren Lebens dehnt

die Brust. Zurück zur Natur, sich ihr hinzugeben, sich auszuleben nach eigenem Gesetz, Mensch, nur Mensch zu sein!

Drohend hallte der Ruf, mißverstanden, durch Frankreich, dem Umsturz des Veralteten voran, in Deutschland aber wurde er, — „Sturm und Drang“ nennt ihn die Literaturgeschichte — allmählich immer tiefer erfaßt, ein Grundsatz veredelnder Bildung. Es war eine freiere, reichere, tiefere Aufklärung, so wirr und wild sie sich anfangs geberdete. Das Genie, der von der Natur geadelte Geist, begehrte den gesellschaftlichen Vorrang, die Dichtung, die dichterische Persönlichkeit riß die Führung des geistigen Lebens an sich. Nicht mehr die Natur nur nachahmen, klang die Forderung, Natur sein! Und Goethe sandte seinen „Götz“ in die Welt und seinen „Werther“ und Schiller seine Erstlinge.

Wie gärt und braust und stürmt es in diesen Geschöpfen des jungen Weltverbessers! Da wollen Räuber, ungebunden hausend, — sie nennen's „frei sein“ — die alternde Welt verjüngen, dem Guten durch Verbrechen dienen. Ein wahnwitziges Unternehmen! Wie die Sonne im Nebel schwebt da noch das Bild der Freiheit. Aber die Sonne kämpft sich durch und wunderbar schnell. Denn wenn Ferdinand von Walther in „Kabale und Liebe“, dem Vorurteil der Gesellschaft trotzend, das geliebte Bürgermädchen wählt, wenn im „Fiesko“ die Freiheit in Gesetzesschranken mit der selbstsüchtigen Tyrannei ringt und im „Don Karlos“ zum Despoten hin der Ruf nach Gewissensfreiheit und Menschenrechten erklingt, so steht Ahnung und Sehnsucht jener Zeit verkörpert vor uns. Das sind keine Geschöpfe unklaren jugendlichen Trotzes, keine Wahngebilde mehr, denn die Zukunft hat sie teils erfüllt, teils zur eigenen Aufgabe gemacht. — Die Jünglinge aber, die ihre Herolde waren, reiften heran und ihr Jugendideal wandelte die Gestalt. Goethe fand in Italien und in der Schule der Griechen Klarheit und Ruhe und ein neues Lebensgesetz: sich auszubilden in allen Kräften, das Höchste zu werden, was die Natur mit ihm gewollt, und für seine Kunst das höchste Gesetz der Schönheit. Und Schiller fand sie beide auch in unablässiger Gedankenarbeit, im Studium der Geschichte und Philosophie, durch Selbsterziehung und Läuterung. Es ist der Neuhumanismus, der Klassizismus, der nun gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Besten des Volkes gewinnt, eine abermals geläuterte Aufklärung. Sein Ideal in Leben und Kunst war das schöne, edle Menschentum, das er in einem geträumten Hellas verwirklicht fand, doch auch vor sich erreichbar sah. Mit der Veredelung des Einzelnen zur freien, in sich vollendeten Persönlichkeit, die sich mit Gesetz und Ordnung wohl verträgt, begann ihm die Befreiung und Veredelung der Welt. Welch ein Weg von den „Räubern“ bis hierher, zurückgelegt in einer Handvoll Zeit! Und in diesem Ideal einig, schließen Schiller und Goethe ihren Freundschaftsbund und schön verjüngt bringt Schiller in einer Spanne von Jahren der Nation den „Wallenstein“, „Maria Stuart“, „die Jungfrau von Orleans“, „die Braut von Messina“, den „Tell“. — Ganz ein Sohn seiner Zeit, aus der „Aufklärung“ hervorgegangen — denn Vaterhaus und Schule erfüllte ihr

tüchtiger Geist — durch „Sturm und Drang“ hinanwachsend zur sonnigen Höhe des „Klassizismus“, so schritt er und so führte er seine Zeit. Immer ein anderer und immer doch derselbe.

Ein Kämpfer blieb Schiller sein Leben lang, von den „Räubern“ bis zum „Tell“, ein leidenschaftlicher Kämpfer gegen Unrecht und Gewalt. Und hat er die Ausartung der französischen Revolution zornig verurteilt, im „Tell“ verherrlicht er noch einmal die Notwehr der gerechten Sache.

Aber physische Freiheit ist nicht die höchste. Soweit wir zurückblicken in die Geschichte unseres Volkes, überall begegnen wir dem edlen Drange nach Eigenleben, dem germanischen Individualismus, der noch heute lebt, der die deutschen Stämme eigensinnig auseinanderhält, der so viel politisches Unheil über unser Volk gebracht hat, aber auch soviel Segen als Triebkraft des geistigen Lebens. Mächtig lehnte er sich in Schillers Jugendzeit gegen die Despotie und das verknöcherte Herkommen auf, insbesondere gegen den harten Druck der mechanischen Erziehung. So begehrte Friedrich der Hohenzoller sich nach eigener Art zu bilden, und Friedrich Schiller forderte sein Recht auf eigne Existenz und riß sich in Schmerz und Sorge von der Heimat los, um seinen inneren Beruf zu retten. Darum stehen sich auch in seinen „Räubern“ so verschiedenegeartete Brüder feindlich entgegen und abermals nach Jahren, von edlerer Kunstform erhoben, die Brüder der Braut von Messina. Wie zwei feindliche Zeitalter blicken einander im „Don Karlos“ Vater und Sohn in die Augen, schmerzlich trennt sich vom Vater Oktavio der junge Pikkolomini, weil er sich selbst treu bleiben muß, und von Wallenstein seine eigene Tochter, ihres Herzens Zuge mehr gehorchend als dem eigensüchtig strebenden Vaterwillen, und so Johanna von Orleans, von höherer Macht gerufen, von Vaterhaus und Heimat.

Aber darf das Recht auf Eigenleben, darf der eigene Sinn sich so trotzig behaupten, andern zum Leide? Nur wenn er lauter und edel ist und weiß, daß er das Bessere will und bereit ist, seinen Irrtum zu sühnen. Das war immer deutsche Art, Schuld und Sühne war vom Hildebrandsliede an die Nibelungen hindurch bis heute die Seele unsrer Dichtung. Darum sühnt schon der Räuber Moor freiwillig seinen verbrecherischen Irrtum, sobald er ihn erkannt hat, und so sühnen zuletzt alle Helden Schillers, die geirrt haben, ihrem Triebe oder Glauben folgend, und ihr letzter Augenblick zeigt sie verklärt von innerer, sittlicher Freiheit, als Überwinder der Natur in sich, als Selbstüberwinder. Maria Stuart löst sich verzichtend und verzeihend vom Leben, Johanna von Orleans sühnt sterbend ihre so verzeihliche Schuld, Max Pikkolomini sucht den Tod, weil er nicht unwürdig leben kann, und Don Cesar verurteilt sich selbst, wenn auch die Welt ihn freispricht. So wird die sittliche Freiheit zur Mutter wahrer Sittlichkeit, wird Frauenwürde und Mannesstolz und Gerechtigkeit und Pflichtgefühl, das nicht nach Lohn und Strafe fragt. Und so ist das Wort zu verstehen, Schiller habe dem deutschen Volke seine Idealgestalten geschaffen. Meist sind es gar nicht Volksgenossen, aber das ist ja des Deutschen

Auszeichnung vor allen Völkern, daß er im andern gleich den Menschen versteht und sich im Guten mit ihm verbündet. —

Mit der Veredelung des Freiheitsgedankens hält gleichen Schritt die Veredelung der Form. Es ist ja auch hier „der Geist, der sich den Körper baut.“ Wild und ungestüm braust durch die drei Jugenddramen die Prosa, volltönig wogen die Jamben des „Don Karlos“; hier wie dort überflutet des gährenden Dichters Gedankenstrom zuweilen die Grenzl意思 der Charaktere. Sind doch die Helden sein eigen Fleisch und Blut. Dann kommen die Jahre der Sammlung, Vertiefung und Reife und bringen den „Wallenstein“. Straff schmiegt sich hier das Gewand an den Körper, knapp und scharf zeichnet sich jeder Charakter in seinen Worten und wo die Rede breit dahinströmt, entspringt sie notwendig der Stimmung oder Situation. Ihre maßvolle Schönheit dämpft die innerlich tobende Leidenschaft, auf großen Gedanken, die sich von selbst einfinden — und das liebt der Deutsche — darf der Geist des Betrachters sich aufschwingen und in Freiheit ausruhen, wenn die Schläge des Schicksals auf Schuldige und Unschuldige fallen. Wie tief begründet aber und sichtbar ausgestaltet ist hier der Kampf des Menschenwillens mit dem Schicksal, der Freiheit mit dem Zwang, der in der Brust des Helden selbst als Herrschsucht sitzt und durch die Umstände auf ihn eindringt! Das Lager, die Gräfin Terzky, Illo, Max Pikkolomini — sie sind wie Verkörperungen seiner vorwärtsdringenden und zurückweichenden Gedanken: Ich kann's wagen, ich muß, ich kann nicht mehr zurück, ich sollte doch nicht — und sind doch alle wie er in sich selbständige, auf Natur beruhende Charaktere. Und wie hält die den Charakteren entströmende Handlung uns atemlos gespannt! Hier hatte Shakespeares Charakterzeichnung mit dem Schicksalsgedanken der Griechen in vollendeter Schönheit ein Bündnis eingegangen, hier war Goethe übertroffen in Iphigeniens und Tassos wundersam feinen aber handlungsarmen Seelengewebe und Goethe selbst hat es bewundernd anerkannt, der „Wallenstein“ sei so groß, daß ihm nichts an die Seite gestellt werden könne. Mit dem „Wallenstein“ war das erste große und bis heute das größte deutsche Geschichtsdrama da, deutsch in Geist und Form, und wohl 70 Jahre lang blieb es das Vorbild der dramatischen Dichtung; Schiller aber war durch den „Wallenstein“ der größte deutsche Bühnendichter geworden. — Im Drama, dem Bilde des Lebens, darf, das Grauen vor dem Schicksal zu lindern, auch der Humor nicht fehlen, dieser tröstende Gefährte, aus Ernst und Güte und lächelnder Weisheit gemischt. Und Schiller besaß einen guten Teil dieser köstlichen Gabe der germanischen Volksseele und seines schwäbischen Stammes insbesondere und in mancherlei Abstufungen. Denken Sie doch an den Kapuziner in Wallensteins Lager, an den Wachtmeister daselbst, an den Mohren im „Fiesko“, an den Musiker Miller und seine Frau in „Kabale und Liebe“ und vor allen an die trefflichen Repräsentanten der beiden unsterblichen Sippen: Spiegelberg und von Kalb! Schade nur, daß er hier nicht freigebeiger war,

Neben die großen vom Verhängnis erkorenen Gestalten seiner Trauerspiele treten die kleineren seiner Balladen. Auch von diesen Dichtungen sind manche vom Hauch des Schicksals durchweht — denken Sie an den „Ring des Polykrates“ — und sind Lieder von Schuld und Sühne; denken Sie an die „Kraniche des Ibykus“, an den „Gang nach dem Eisenhammer“; alle von innerer Größe und Verkörperungen hoher sittlicher Gedanken, wie die „Bürgschaft“, der „Kampf mit dem Drachen“. Sie waren so recht nach dem Herzen des nachdenklichen, sittlich strebenden deutschen Volkes von damals und befriedigten in ihrer hohen Vollendung als schöne Sinnbilder, durch sich selbst lehrend, schwebend auf den Wellen des höchsten Wohllauts, auch die feinsten Geister.

Und nun seine Lyrik. Um ihre Art im Werden zu verstehen, müssen Sie sich den Karlsschüler vorstellen, in enger Uniform und überstrenger Zucht, in Kopf und Herzen eine geträumte Welt, und den von Not verfolgten Flüchtling aus der Heimat in den schönsten Jugendjahren. So erwuchs seine Lyrik wie die Sonnenblume, die aus dem feuchten Schatten aufsteht und die Sonne sucht. Daher ist in ihr so selten das Lied, die kleine duftige Blüte der Stimmung, darin Goethe so unübertrefflich ist. Darum flüchtet sie „aus der Sinne Schranken in die Gedankenfreiheit“, darum flieht sie „in des Herzens heilig stille Räume aus des Lebens Drang“ und „legt das Große in das Leben, aber sucht es nicht darin“. Es ist, als würden wir hingeführt in reinere Lüfte, auf Gipfel der Betrachtung, als zeigte uns da ein Geist von oben die Welt, ein klarer, tiefer, strenger Geist, der durch Kampf und Läuterung seinen Frieden erworben hat, doch keineswegs verbittert und verzichtend, nein, erglüht für die Idee der Menschheit! Darum hilft er auch jedem Werdenden hinan und bestärkt und beglückt den Gereiften. In seiner Gedankenlyrik tritt Schillers männliche Persönlichkeit geradehin vor sein Volk als ein Lehrer und Erzieher. Keine weichen Gefühle, keine dämmerigen Stimmungen, sondern in scharf umrissenen Bildern der Menschheit große Angelegenheiten — und die hat das weltbürgerliche deutsche Volk ja immer zu den seinigen gemacht. Wie adelt er im „eleusischen Fest“ Ackerbau und Arbeit, „die den Menschen zum Menschen gesellt“ und zum Menschen gemacht haben; wie entrollt er in den Bildern des „Spaziergangs“ den Gang der menschlichen Gesittung, die, von der Natur abgewandt, Heilung und Verjüngung doch nur wieder bei ihr findet; wie läßt er beim Klang der Glocke das Leben vorüberziehen, deutsches Leben! Und kleidet er gern den Gedanken in altertümliches Gewand, ins griechische Distichon und den Götternamen, der gedankenreiche deutsche Geist nahm sie willig auf. Wie prägten sich ihm als edle Grundsätze die kurzen Sprüche ein, weil er sie schon in sich fühlte, so dieser:

„Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich;“

oder dieser:

„Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind;“

oder der:

„Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch, vernünftig zu wollen
Und als ein Geist zu tun, was du als Mensch nicht vermagst.“

In jedem dieser kleinen geschliffenen Edelsteine blitzt ein Strahl derselben Sonne, die in der Brust seiner tragischen Helden zuletzt durch Wetterwolken bricht, die in der seinigen leuchtend stand: der sittlichen Freiheit. Ein deutsches Brevier ist dieses Buch, ein deutsches Gewissen. Das konnte Männer heranziehen, Grundsatz- und Charaktermenschen. Und Deutschland brauchte sie bald — gegen Napoleon. — Immer wird es glückliche Naturen geben, heitere, friedliche Seelen, denen das Leben genügt, weil es ja nie ganz ohne Sonne ist; sie werden Goethe nachfolgen, der es so schön verklärt. Immer aber werden auch tiefgründige Naturen sein, ernste Herzen, die um Versöhnung mit sich und dem Leben ringen müssen, die sich dem Niederen nicht beugen, die sein Schwergewicht nicht zu Boden zieht; sie werden sich an Schillers Wort und Beispiel aufrichten. —

Für seine Kunst fühlte Schiller sich geboren. „Ich will ganz ein Künstler sein können oder ich will nicht mehr sein“ schrieb er seinem Freunde Gottfried Körner. Ebenso früh aber wie der Dichter erwachte in ihm auch der Denker, der Philosoph. Und wie er frühzeitig sein sittliches Wesen streng beurteilte und erzog, so begleitete er denkend sein Schaffen und begründete es in Gesetzen; ein wunderbares Doppelleben. So legte er einen Grundstein zur Kunstlehre durch seine Schriften: „Über Anmut und Würde“, die „ästhetische Erziehung des Menschen“, „naive und sentimentalische Dichtung“. Und wie er in seinen künstlerischen Schöpfungen sich nie zur Mode des Tages herabließ, noch den Beifall der Menge suchte, sondern sie hinanzog zu seinem Ideal, so pries und bezeugte er auch in dieser seiner Lehre die hohe, priesterliche Würde der Kunst, die den Menschen durch Schönheit zur Wahrheit und Güte erzieht und erzogen hat, lange vor der Wissenschaft. So gab er auch hier seiner Zeit, was sie brauchte. — Im ernsten Ringen um seine Kunst trat Schiller auch der Wissenschaft der Geschichte nahe. Er war kein Forscher im Sinne der Gegenwart, wollte auch keiner sein, der nach Quellen gräbt, bedächtig die einzelne Erkenntnis wägt und wendet und zur andern fügt, behutsam auf gleichartigen Erkenntnissen zur Übersicht über kleine Felder aufsteigt. Er sah mit Dichteraugen ahnungsvoll die Weltgeschichte als ein Ganzes, sah Ideen darin wirken, Gesetze und Absichten eines Plans, und den Menschen sich seiner Natur gemäß zur sittlichen Freiheit hinaufentwickeln. Das war die philosophische Geschichtsauffassung jener Zeit, die er mit Kant und Herder teilte. Die Gegenwart hat sich von ihr zumeist abgewendet und wertet z. B. seinen „dreißigjährigen Krieg“ und „Aufstand der vereinigten Niederlande“ nicht mehr so wie jene idealistische Zeit. Und doch hätte sie

Schiller recht aufrichtig zu danken. Hat doch er wie keiner durch die Kunst seiner Geschichtsschreibung, die dramatische Ergründung der Charaktere, die hinreißende Schilderung der Begebenheiten den Sinn des Volkes für Geschichte erst geweckt. Die Zeit nach uns, die überschauen wird, was die unsere forschend für sie gesammelt hat, vielleicht wird sie's wieder Schiller gleich tun, vielleicht mit weniger Irrtum. Es schreitet ja der Geist in Rhythmen vorwärts. —

So hat Schiller in seinem gesamten Wirken die höchsten Ahnungen seiner Zeit erfüllt, dem ewig Menschlichen den vollendetsten Ausdruck seiner Zeit gegeben in eigener, unnachahmlicher Weise, „den Besten seiner Zeit genug getan“. Der hochstrebende deutsche Geist, der um wahre Freiheit rang und edler Menschlichkeit zustrebte, Schiller hat ihn verkörpert. In ihm wie in Goethe vollendet sich das Jahrhundert, in ihm stürmischer, hinreißend, zur Tat bewegend. In Wort und Werk, in Lehre und Leben übereinstimmend, erhaben über das Gemeine, makellos, noch auf dem Wege hinan, noch nicht vollendet, — so enttrafte ihn der Tod, einen Sämann, dessen Saat erst aufgegangen war.

Denn Sie dürfen nicht glauben, daß schon, so lange er lebte, Schiller die allgemeine Anerkennung und Verehrung fand, die wir ihm heute zollen. Wer ermißt auch gleich des Berges Höhe, wenn er ihm nahe steht? Wohl hatte ihn von seinem ersten Hervortreten an die Aufmerksamkeit Deutschlands begleitet, aber soviel Bewunderung und Liebe auf der einen Seite, soviel Abneigung und Unterschätzung auf der andern. Die Philister sterben ja niemals aus, wenn sie auch nicht immer Zöpfe tragen. Ein großer Teil des Volkes gefiel sich eben noch in den Begriffen der längst überholten Verstandesaufklärung, konnte seinem Gedankenfluge nicht folgen oder fürchtete die Erschütterung durch sein Trauerspiel, befriedigte darum seinen Geist bei seichten Popularphilosophen, beim unterhaltenden Kotzebue, in Ritter- und Räuberromanen. Die Zeiten sind ja auch für immer dahin, wo ein ganzes Volk seinen Homer verstand, weil es in seiner Bildung mit ihm übereinstimmte. Erst in seinen letzten Lebensjahren war ihm das Jahrhundert gefolgt und die Ahnung seines Wertes in die weitesten Kreise gedrungen. Die Jugend, die begeisterungsfähige, sie war ihm immer treu geblieben und die hochgesinnten deutschen Frauen. Die schöne Vaterlandsliebe seiner „Jungfrau“, seines „Tell“ erhob die Herzen aller, seine reine Sittlichkeit, sein strenges Pflichtgefühl stärkte sie im Befreiungskriege gegen Napoleon. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!“ — „Ans Vaterland, ans teure schließ dich an“, so hallte es damals in ganz Deutschland wieder. Napoleon wußte, warum er die Aufführung des „Tell“ verbot. An Schillers Feuer entzündeten sich die Lieder der Befreiungsdichter, sein geistiges Patenkind ist Theodor Körner. Auf dem Schlachtfelde von Lützen, im Mai 1813, fand man in den Tornistern der gefallenen Freiwilligen, blutjunger Studenten fast wie Sie, Schillers Werke, die Gedichte, die „Jungfrau“, den „Tell“. Manche im Tode zuckende Lippe mag Schillers Wort als ein Tau des Trostes gekühlt

haben: „Von des Lebens Gütern allen — Ist der Ruhm das höchste doch.“ —

So wurde er, der wie keiner aus der Seele seines Volkes gesprochen hatte, der verehrte Lieblingsdichter des deutschen Bürgertums, das noch immer der treueste Hüter der Volksideale war. Und er blieb es trotz der ihm feindlich entgegenwirkenden Romantik und trotz, nein gerade wegen der politischen Reaktion und seine Freiheitsideen lebten fort. Sind die Forderungen der damaligen Liberalen: Verfassung, Preßfreiheit, Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, — die Kinder der großen Revolution — sind sie nicht auch aus Schillers Gedanken gewachsen? Und als das Jahr 1859 herankam, das hundertste nach seiner Geburt, da sammelte sich alle Hoffnung und Sehnsucht des deutschen Volkes nach Einheit und politischer Befreiung im Namen Schiller und die deutsche Welt beging ein Geburtstagsfest wie nie zuvor. Sieben Hanauer Gymnasiasten, Ihre Kollegen also, gaben damals durch einen Aufruf an die Gymnasien ganz Deutschlands die Anregung, Schillers Geburtshaus in Marbach für die Nation zu erwerben. So war damals die deutsche Jugend. Auch wir in Österreich blieben bei der Feier nicht zurück, die wir die verfassungsmäßige Freiheit erwarteten und ein neues Leben von ihr hofften. 1870 aber, als die deutschen Heere in Frankreich siegten, da war es schier wie 1813 und 1871, als der Traum vom Reiche sich erfüllte, da flammte im letzten deutschen Dorfe im Transparente Schillers Wort: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, — In keiner Not uns trennen und Gefahr.“

Den Deutschen aber in Amerika, die ihre Art bewahren wollen, ist er heute das Symbol der alten Heimat und ein Band des Zusammenhalts, Schiller, der deutscheste Dichter. —

Vieles ist erfüllt von dem, was Schiller ersehnt hat: Menschenrechte, Bürgerrechte, Glaubensfreiheit, Freiheit in Gesetzesschranken genug; manches aber ist anders gekommen. Das deutsche Volk ist nüchterner und praktischer geworden, es hat — im Reiche wenigstens — die Lust der großen Tat und des Erfolgs gespürt, es träumt nicht mehr in idyllischen Landstädtchen als ein Volk der Dichter und Denker, durch seine anwachsenden Großstädte wogt der Weltverkehr. Die Führung seines geistigen Lebens hat die Wissenschaft angetreten, voran die Naturlehre, die Technik hat das Leben umgestaltet, die Dichtung steht zurück, schwankend und verwirrt, nach Gesetzen und Formen suchend. Soll sie als Dienerin der Wissenschaft das Wirkliche nüchtern nachschaffen, das Häßliche und Gemeine auch um seiner selbst willen bilden? Soll sie, eingedenk ihres Ursprungs und früheren Priesteramts, die Probleme des Lebens und der Zeit in Schönheit lösen? Ins Unendliche hat sich der Kreis der Stoffe erweitert, die Übersetzung hat abermals das deutsche Schrifttum zum Tummelplatze des Auslands gemacht, die Weltliteratur droht die Nationalliteratur zu verdrängen. In dieser chaotischen Zeit, deren Lärm und Verwirrung die parteiische Tagespresse noch täglich vermehrt, lebt Schiller noch, wirkt er noch auf uns? Nun, sollten Sie daran zweifeln, dann gehen Sie in sein Trauerspiel, hören

Sie die Gewitter seiner Rede, fühlen Sie den Sturm der Begebenheit und er wird Sie spüren lassen, was es heißt, ein Mensch zu sein, mehr als irgend einer der Lebenden. Es ist Tatsache, daß zu den aufmerksamsten Besuchern der billigen Klassikervorstellungen überall die Arbeiter zählen. Sie fühlen richtig, was die Kunst dem Menschen schuldet; nicht lüsternen Reiz, Erniedrigung und Entwertung des Lebens, nicht Verbitterung und Ekel vor ihm, wie ihn so manches raffinierte naturalistische Machwerk hinterläßt, nein, Mehrung des inneren Reichtums, Erhebung über das Gemeine, Gefühl der Menschenwürde, Stärkung des Lebensmutes. — Wer wollte ein Tor sein und Schillers künstlerische Form, die doch nur ihm allein gehört, in unsere so veränderte Zeit zurückrufen! Er selbst würde Einsprache erheben, der einst so leidenschaftlich das Recht seiner Zeit vertrat. Aber das lebendige Herz seiner Kunst müssen wir zurückwünschen, das erhöhte sittliche Bewußtsein, die Gewissensfreiheit und Verantwortlichkeit, wo der Glaube an die Allmacht der erblichen Belastung und des „Milieus“ den Menschen zum verdrossenen Sklaven blinder Triebe, ja zum Mechanismus herabwürdigen möchten. Wer hat überzeugender die Erblichkeit der Charaktereigenschaften bewiesen als Schiller in der „Braut von Messina“, wer packender die unheimliche Macht der Umstände, des Milieus gezeigt als Schiller im „Wallenstein“? Was uns ergreift, das ist ja gerade der Kampf der starken, stolzen Seele mit dem eigenen dämonischen Triebe und der Umwelt, die ihn bald stachelt, bald dämpft, was uns erschüttert, erhebt und mit schauernder Freude erfüllt, ist der Sieg der Freien, sei's um den Preis des Lebens! O könnten wir ihn zurückbannen mit seinen eigenen Worten:

„Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Szene
Zum würdigen Sitz der wahren Melpomene.“

Ja, Schiller lebt und wirkt fort in uns! Sind wir doch trotz alledem noch das Volk mit seinen sittlichen Idealen, sprechen wir doch von Jugend an seine edle Sprache, die er vor allen andern vollenden half, und denken in seinen Gedanken und Bildern, mit denen er uns überreich beschenkt hat. Tausende -- und darunter zählen Sie -- empfangen seine Gabe aus erster Hand, da sie ihn selbst lesen und hören, Hunderttausende durch Gebildete und Bücher unbewußt aus zweiter. Sowie die Flut des Springquells durch die Urkraft der Natur himmelan steigt, dann niederfällt und rauschend eine Schale füllt; dann, deren Rand überquellend, sanft zum breiten Becken hinabgleitet. Darum dürfen Sie nicht dabei stehn bleiben, seine Worte nachzusprechen, seine Dramen schulgerecht zu skelettieren; Sie müssen seinem Geiste nah, wenn Sie in Wahrheit seinem Volke angehören wollen, das er vor allen andern geistig erschaffen hat. Lassen Sie sich nicht beirren durch das geistreichelnde Geschwätz eitler, neidischer Literaturstreiber, durch Tagesphrasen und Reklame für Modeware, lassen Sie sich nicht durch die leidige Auslandssucht vom Vaterländischen abziehn.

Suchen Sie nur erst einmal Schillers unvermittelte, verschwiegene Bekanntschaft, laden Sie ihn zu sich in der Stunde inneren Schwankens und Zweifels, nehmen Sie ihn zu Ihrem Gefährten in Wald und Flur und auf die Berge, wo nichts Kleines standhält, und Sie werden freudig Ihr gesundes Wachstum spüren und der „Freude schöner Götterfunken“ wird auch in Ihrer Seele zur reinen Flamme der Begeisterung werden, die Ihr ganzes Leben erhellen und erwärmen wird. —

Aber noch haben Sie im großen Dichter nicht den ganzen Schiller gefunden. Lesen Sie seine Briefe, vor allen die an Körner und an Goethe und Sie werden ihn kennen lernen in seinem durch keinen Widerstand, nicht durch Armut, nicht durch Krankheit zu hemmenden Streben nach höchster geistig-sittlicher Bildung, Sie werden den liebenswerten Freund, den Bescheidenen gegenüber fremdem Verdienst, den Edelstolzen gegenüber hohler Würde, den Todfeind aller Kriecherei und Streberei, den Genügsamen, den Dankbaren, Sie werden voll Freude und Rührung im großen Mann den guten Menschen finden und lieben. —

Wagen Sie auch einen scharfen Gang mit ihm in seinen ästhetischen Schriften, lassen Sie auch die geschichtlichen Werke nicht ungelesen. Mag ja die Forschung der Gegenwart Einzelnes darin berichtigt haben, — vielleicht berichtigt es die Nachwelt von neuem — Sie werden ein Kunstwerk genießen und durch lebendige Gestalten den Geist der Vergangenheit schaun. —

Sein Lebensideal, das humanistische, der Grundsatz der Bildung zur innerlich freien, harmonischen Persönlichkeit, zum edlen Charakter, der sich selbst bestimmt, er ist auch der unsere. „Alle Aufklärung des Verstandes hat nur insofern Anspruch auf unsere Achtung, als sie auf den Charakter zurückfließt“ ruft er uns zu. Schiller hat diesen Grundsatz nicht als Erster der Welt verkündet, aber ganz in ihm gelebt und ihn durch den Zauber seines Wortes weithin ins Volk verpflanzt. In ihm sind wir erzogen worden, in ihm erziehen wir Sie. Er verbürgt Ihr Glück und der Welt eine bessere Zukunft. Nicht entfremdet er dem Volk und Heimatboden, aber er verbindet die Besten aller Völker in einer geistigen Heimat. Das war Schillers Ansicht und das ist deutsche Art. —

Von welcher Seite wir an ihn herantreten mögen, er ist der Bewahrer unserer höchsten Güter. Darum nehmen Sie ihn auf in Geist und Willen als Ihr Vorbild. So ehren, so feiern Sie ihn, so und nur so; nicht durch Deklamation und Zitate und Gedenkbilder, die, wenn das Herz fehlt, doch nur Schein sind. Er, der Verächter alles Scheins, würde Sie darum verachten. Sehn Sie dort Schillers Büste, hören Sie, was Ihnen Meister Dannecker, sein Landsmann und Jugendfreund auf gut Schwäbisch zuruft:

„Macht den Schiller euch lebig, ihr könnt ihn besser nicht ehren,

Wie ich sein Bild euch erschuf, schaffet im Herzen es nach!“

Schämen Sie sich nur nicht Ihres Idealismus und Ihrer Begeisterung, bekennen Sie sich mutig dazu. Nur ein begeisterter Jüngling wird dereinst

ein rechter Mann. Schiller war immer der Freund und Lehrer der Jugend und wird es bleiben, weil er selber ewig jung, weil er begeistert ist. So hat er uns einst an die Hand genommen und uns als Erster die Welt gezeigt, wie sie jedes rechte junge Herz ahnt und träumt. Wohl kam auch uns wie jedem tieferen Menschen die Stunde, wo wir irre wurden. Die Welt, die uns mit List und Rache, mit Not und Gewalt umgab, sie war nicht die mit Schiller geträumte und die Enttäuschung wollte uns das Herz ermüden. Da war er selbst es, der uns aufrichtete, durch sein Beispiel. Und getrost wanderten wir weiter, bewußt, daß das Gute sich oft gar scheu verbirgt, daß schon das Streben nach ihm Wert gibt und das Glück eines rechten Menschen zuletzt doch nur die Übereinstimmung mit seinem gefühlten edleren Selbst ist, seinem Ideal, und mit den Besten seiner Zeit. —

Es ist des Dichters schöner Vorzug, daß durch sein Werk hindurch ein Menschenantlitz blickt, daß seine Persönlichkeit daraus hervortritt, wo des Gelehrten Werk zumeist am Ende doch zum Stein in einem nie vollendeten Gebäude wird. Und wenn des Dichters Werk veraltet, seine Gestalt blickt noch in die Nachwelt wie von der Hochalm eine einsame Wetterfichte, ein Eichbaum vom Felsen, die, uralt und geborsten, doch immer Aug' und Herz erfreuen. So blickt uns Schiller nach auf unsern Weg und wir tun gut, uns oft, recht oft nach ihm zurückzuwenden. Das ist ein Mann, der seine Bestimmung ganz erfüllt hat, sein eigener Bildner und Schöpfer und doch von Jugend an im Kampfe mit dem Schicksal und Überwinder doch durch die Kraft des Willens, die Freiheit des Geistes, von der Sallust sagt: *agit atque habet cuncta neque ipse habetur*. „Alle andern Dinge müssen, der Mensch ist das Wesen, welches will“ und „den Menschen macht sein Wille groß und klein“ — das war Schillers Gesetz. Wie oft war „die Zimmerschwelle das Ziel seiner Wanderungen und Wünsche“, wie oft lag er sechs Tage darnieder, um Kraft zu sammeln für die Arbeit des siebenten, „Sie Heiliger der Krankheit“, schreibt ihm Goethe, „den ich in schlafloser Nacht anrufe“. So gleicht er jenen stoischen Weisen, die lächelnd auf den Schmerz herabsahen und schweigend ihre Pflicht taten. Sie war sein Leitstern, die Pflicht, mit seinen hohen Gaben der Menschheit zu dienen. Und sind die Illusionen geschwunden, „die einst das trunkne Herz geschwellt“, die Ideale sind geblieben und für sie setzt er das Leben ein in rastloser Arbeit, in der „Beschäftigung, die nie ermattet“. Und mit Lebensfreude erfüllt ihn dies erglühte Streben und hält den morschen Leib zusammen. An ihm blicken Sie empor, wenn Sie einmal, der Zeitkrankheit verfallen, vor all den heftig begehrten Rechten die Pflicht verkennen und an Selbstsucht und Verzärtelung erschlaffen sollten. An ihm richten Sie sich auf, dessen ganzes Leben ein Sieg des Geistes über den Stoff war. Das Vaterland braucht Männer und wartet auf Sie. Tausende hat er so an sich und hinangezogen, auch Widerstrebende. Als Friedrich Hebbel unter Schmerzen mit dem Tode rang, begehrte er ein erhebendes Buch und man reichte ihm Goethe. Er las, aber er gab es zurück. Goethes Trost, des Glücklichen, Beschaulichen, dem Schicksal heiter Ergebenen, hatte sich

zu schwach erwiesen. Da begehrte er Schiller, den er, der so anders geartete Künstler, sonst bekämpft hatte. Und von Schillers mutigem Geiste getragen, der das Schicksal überwindet, entschwebte der seine dem Irdischen. Und tief ergriffen rief Goethe dem früh geschiednen Freunde nach: „Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das was er begonnen, mit Liebe fort und immer fortzusetzen.“ Den Anhauch seiner Kraft, ich glaube, wir spüren ihn heute und die nach uns kommen, werden es auch. Und wieder werden hundert Jahre dahin sein und wieder hundert und wieder. Andere Geschlechter sind dann gefolgt mit anderen Zielen und anderen Meinungen. Aber seinen Schiller wird das deutsche Volk niemals vergessen und jene große Zeit wird ihm dann erscheinen wie in dämmernder Ferne am verglühenden Abendhimmel ein Hochgebirge mit dem Doppelgipfel Schiller—Goethe.

„Völker verrauschen, Namen verklingen.
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Über ganzen Geschlechtern aus.
Aber der Großen
Einsame Häupter
Glänzen erhellt
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt.“

